

GanzGut

LERNRÄUME GESTALTEN

Pädagogische Konzepte und bauliche Investitionen
im Rahmen des IZBB-Programms
in Brandenburg





Pädagogische „Weichen“ für den Schulbau

VON OTTO SEYDEL

In der Vergangenheit hatten Architekten und Planer von Schulbauten ein „altes“ Bild von Schule tief verinnerlicht – im Wesentlichen geprägt durch dreizehn (oder mehr) Jahre der eigenen Schulzeit. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass ein grundlegend neues Bild geboten und auch möglich ist. Das alte geht in seinem Kern zurück auf die Anfänge des letzten Jahrhunderts – der Unterricht findet im Wesentlichen in einem (in der Regel zu kleinen) Klassenraum statt, in dem alle zur gleichen Zeit unter enger Führung des Lehrers „im Gleichschritt“ lernen (sollen). Dieses Paradigma aber hat sich in den vergangenen 30 Jahren grundlegend gewandelt: Von der „belehrenden“ zur „lernenden“ Schule. Das „neue“ Bild: Lernen findet in unterschiedlichen Räumen statt, der „Gleichschritt“ ist überwunden zugunsten eines individualisierenden Lernens allein und in kleinen Gruppen, die Rolle des Lehrers verschiebt sich vom Instruktur einer Gruppe zum Lernbegleiter von Individuen.

Wie kann erreicht werden, dass ein Sanierungsprojekt oder gar ein neuer Schulbau diesen Paradigmenwechsel unterstützt – statt ihn zu erschweren oder gar zu verhindern? Welche Grundentscheidungen müssen getroffen werden, bevor eine Pädagogik mit weitgehend irreversiblen Folgen „in Beton gegossen“ wird – sei es im Rahmen eines Sanierungsprojekts, sei es im Rahmen eines Neubaus? Es geht dabei an dieser Stelle nicht um die strukturellen Definitionen (Alterstufe, Schulform, Schülerzahl und Standort) und auch nicht um die vielfältigen Fragen der Ausstattung der Schule, sondern um den allerersten Schritt, um die pädagogische Definition des „Raumprogramms“.



Mindestens fünf Weichen müssen die Pädagogen stellen, bevor der Zug der Architekten seine Fahrt aufnehmen kann:

1. In welchen **Sozialformen** soll das Lernen der Schülerinnen und Schüler organisiert werden?
2. Welches Verständnis von **Unterricht** soll zugrunde gelegt werden?
3. Wie soll die **Zusammenarbeit** der Lehrer organisiert werden?
4. Wie soll die **Einheit** der Schule definiert werden?
5. Welche Beziehung soll die Schule zu ihrem **kommunalen Umfeld** entwickeln?

Im Folgenden sind als „A“ und „B“ jeweils die zwei Hauptrichtungen für die „pädagogische Weichenstellung“ benannt („A“ für das alte Bild von Schule und Unterricht, „B“ für das neue Bild). Zwischen diesen Alternativen muss sich eine Schule mit ihrem Schulprogramm vor Beginn der Bauplanung entscheiden. Die Alternativen sind hier um der besseren Verständlichkeit willen auf ihren jeweiligen „Kern“ reduziert – in der Realität der Schulen gibt es selbstverständlich zahlreiche Zwischenwege.

1. In welchen Sozialformen soll das Lernen der Schülerinnen und Schüler organisiert werden?

A Konventioneller „homogener“ Klassenverband.

Alle Schüler sollen weitgehend gleichzeitig auf gleiche Weise das Gleiche lernen.

Räumliche Konsequenz: Konventionelles Klassenraumprinzip („Schuhkartonarchitektur“).

B Unterschiedliche soziale Lernformationen sind gleichberechtigt.

Gelernt und gearbeitet wird in verschiedenen Sozialformen: Allein – Tandem – Kleingruppe – Großgruppe (Klassen-/ Jahrgangsverband) frontal, im Kreis, an „Stationen“ – Ganze Schule.

Räumliche Konsequenz: Statt 2 m² pro Schüler mindestens 4 m² pro Schüler, Teiloffene/einsehbare Räume unterschiedlicher Größe, Nutzung der Verkehrsflächen, Zwischenräume und Nischen.

2. Welches Verständnis von Lernen soll zugrunde gelegt werden?

A Enger Lernbegriff

Lernen basiert vor allem auf kognitiver Wissensvermittlung.

Räumliche Konsequenz: Optimierung der Instruktionsräume.

B Weiter Lernbegriff

Bewegen – Spielen – Verweilen sind vor allem in einer Ganztagschule genauso wichtig wie kognitives Lernen im engen Sinn. Der Königsweg des Lernens ist die aktive selbstständige Aneignung durch den Schüler. Lernen heißt nicht nur Nachvollziehen, Nachmachen sondern gleichberechtigt

Entdecken, Experimentieren, Ausprobieren, Lernen mit allen Sinnen.

Räumliche Konsequenz: Hochwertige Aufenthaltsbereiche, Sport- und Spielflächen, Nischen zum Nichtstun, Cafeteria, Theaterbühne, Bibliothek, Klassenzimmer sind Werkstätten statt Belehrungsräume.



3. Wie soll die Zusammenarbeit der Lehrer organisiert werden?

A „Einzelkämpfer“

Jeder Lehrer arbeitet als „Einzelkämpfer“.

Räumliche Konsequenz: Zentrales Lehrerzimmer wie bisher, mit zusätzlichen individuellen Arbeitsplätzen.

B Teamschule

Die Zusammenarbeit der Lehrer ist in verbindlichen Strukturen organisiert. Die Form variiert je nach Anzahl und Alter der Schüler: In Tandems, in Jahrgangsteams für 3 bis 6 Klassen, in Fachteams (in der Regel vor allem in der Sekundarstufe II).

Räumliche Konsequenz: Großer multifunktionaler Konferenzraum, Teamstützpunkt auf Jahrgangsebene, Lehrer-arbeitsplätze in Anbindung an den Teamstützpunkt.

4. Wie soll die Einheit der Schule definiert werden?

A Zentral

Die Schule ist zentral orientiert: Modell „Kloster“ oder „Kaserne“.

Räumliche Konsequenz: Betonung der gemeinsamen Mitte, kurze Wege

B Dezentral

Die Schule ist in wesentlichen Funktionen dezentral orientiert: bei großen Einrichtungen als: „Schule in der Schule“: Modell „Dorf“ oder „Marktplatz“. Die Entscheidung, was dezentrale und was zentrale Funktionen werden, richtet sich nach der Gesamtgröße der Schule (zentrale Funktionen: Fachräume, Sportanlagen, Bibliothek, Werkstätten, Mensa, Cafeteria, Schulhof, Verwaltung etc.).

Räumliche Konsequenz: Betonung der teilautonomen Subzentren mit eigener Präsentationsfläche, Differenzierungsräumen, Sanitärbereich, Pausenzone. Betonung von sichtbaren und spürbaren „Reviergrenzen“ (Modell „Dorf“ oder „Markt“).

5. Welche Beziehung soll die Schule zu ihrem kommunalen Umfeld entwickeln?

A Eigenwelt

Unterricht und Schulleben betonen die Eigenwelt und einen pädagogischen Schutzraum. Dies kann vor allem für jüngere Kinder und Schüler mit besonderem Förderbedarf wichtig sein.

Räumliche Konsequenz: Betonung der Außengrenze, Orientierung nach Innen.

B Öffnung

Unterricht und Schulleben betonen die Öffnung nach Außen, den Kontakt zu außerschulischen Partnern.

Räumliche Konsequenz: Verlagerung zentraler Funktionen, die eine gemeinsame Nutzung erlauben (Aula, Bibliothek, Werkstätten, Spielplatz, Sportanlagen, Mensa etc.) in den Randbereich.

Der Autor, Dr. Otto Seydel, leitet das Institut für Schulentwicklung, Überlingen.

Kontakt: otto.seydel@t-online.de



Ein Balanceakt

Mit der Entscheidung für einen Plan „B“ ist die konkrete Gestalt der Schule noch keineswegs vorweggenommen. Vier unverzichtbare Ecksteine müssen in jedem Fall gelegt werden. Sie betreffen die elementare psychologische Basis jedes erfolgreichen Lernens, die scheinbar selbstverständlich gleichwohl in vielen deutschen Schulbauten unbeachtet sind: Erstens: ausreichend Fläche; zweitens: Schalldämmung in allen Räumen (auch auf den Fluren und in der Turnhalle!); drittens: soviel natürliches Licht wie irgend möglich; viertens: gute Luft. Für alles andere gilt: „Die“ Ideallösung für einen Schulbau gibt es nicht. In jedem Neubau, mit jeder Sanierung müssen – abhängig von den konkreten Umfeldbedingungen vor Ort und von dem jeweiligen Schulprogramm – bestimmte „Balancen“ immer wieder neu austariert werden.

Die Schule muss gestaltet werden als ein **Ort, an dem Kinder, Jugendliche und Erwachsene gerne arbeiten**. Sie gibt angemessenen Raum

- zum individuellen und zum gemeinsamen Lernen (also: allein – in kleinen Gruppen zu vier bis sechs – mit der ganzen Klasse – mit dem ganzen Jahrgang – mit der ganzen Schule);
- zum innengesteuerten und zum außengesteuerten Lernen (also: reizarme Regionen der Konzentration und reizvolle Regionen zur Anregung (Bibliothek, Werkstätten, offene Lernfelder, Klassengärten, Schulteich...));
- zum Lernen und zum Nichtlernen (also: „richtige“ Pausen);
- zum Arbeiten von Kindern und Lehrern.

Die Schule muss gestaltet werden als ein **Ort, von dem Kinder und Jugendliche lernen**. Sie ist für die Kinder und Jugendlichen ein Vorbild:

- ästhetisch in der Gestaltung mit Materialien und Formen, Licht und Farbe
- ökologisch im Einsatz von Baustoffen, in der technischen Lösung der Energie- und Luftversorgung;
- konstruktiv in der Anlage des Gebäudes als Bauwerk.

Die Schule muss gestaltet werden als ein **Ort, an dem Kinder und Jugendliche gerne leben**. Sie sichert

- den Platz, an dem jedes einzelne Kind / jeder Jugendliche wirklich weiß, „wo er hingehört“ und den Platz, auf dem sich die Schulgemeinschaft begegnet. (Klarheit der Gliederung, überschaubare Substrukturen, Fixierung des Zentrums, einladende Verkehrsflächen);
- den Raum zur Begegnung mit Freunden bei Festen und Feiern und den Raum zum Rückzug, die Gelegenheit zum Toben und zur Ruhe;
- vielfältige vorgegebene Lernarrangements und Möglichkeiten zur aktuellen Eigengestaltung „ihres“ Platzes durch die Kinder selbst;
- den Platz für ihre Eigenwelt nach außen deutlich ab und öffnet sich zugleich für die Umgebung.